

NUMMER 4, APRIL 2007

ZEITUNG AARAUER KULTUR

Lesen, lesen,

Adressbuch, Album, Almanach, Atlas, Attest, Aufsatzheft, Aufgabenblatt, Ausweis, Bankauszug, Begleitheft, Beleg, Booklet, Broschüre, Brief, Buch, Bulletin, Chronik, Comicheft, Dienstbüchlein, Dokument, Duden,



Hörnli und Apfelmus

Über Voraussetzungen, Lesekompetenz zu erwerben

Barbara Schwarz

Eigentlich ist es schnell gegangen mit der Verbreitung der Schriftkultur: 6000 Jahre brauchte es, von der Erfindung der Keilschrift, über mesopotamische Tontafeln, ägyptische Papyrusrollen und Pergamente und chinesischem Papier, über Ritzen und Reissen, Handschriften, Bleiletterndruck zum Desktop Publishing. 300 Generationen, bis in unserer Gegenwart Lesen und Schreiben zum Selbstverständnis gehört.

«Für uns Europäer war die Schriftkultur in den letzten 3000 Jahren die Grundlage für die Entwicklung unserer Gesellschaft. Die industrielle Revolution ist nur ein Nebenprodukt der Schriftlichkeit, ebenso wie das elektronische Zeitalter und das Informationszeitalter», schreibt Harold Klawans in «Die Höhlenfrau, die Sprache und wir». Mesopotamische Schreiber beendeten ihre Texte mit: «Mögen die Weisen die Weisen lehren, auf dass die Unwissenden unwissend bleiben.» – Wissen

ist Macht, dies gilt bis heute. Aber der Spieß hat sich gedreht. Wem es heute nicht gelingt, einen Zugang zur Schriftkultur zu entwickeln, gilt als Belastung für die Gesellschaft. Lesen ist mehr denn je die Schlüsselkompetenz für Ausbildung und Arbeit.

Seit der Veröffentlichung der schlechten Ergebnisse der PISA-Studie 2000 (einen ganz einfachen Text zu verstehen und zu interpretieren, bereitete jedem fünften Jugendlichen in der Schweiz Schwierigkeiten; zusätzlich belegte die Schweiz in der Lesemotivation den viertletzten Platz von 31 Rängen) laufen die Anstrengungen auf Hochtouren, ungleiche Lernvoraussetzungen von Kindern in der Schule besser auszugleichen – Leseförderung ist ein grosses Thema geworden.

Die Erkenntnisse aus der Lesewie auch aus der Hirnforschung zeigen allerdings, dass die Würfel für eine gelingende Lesesozialisation in der Vorschulzeit fallen. Die Entwicklung der

lesen

Edition, Essayband, Einkaufsliste, Fachzeitschrift, Foliant,

Der 23. April, St. Georgstag, wird in Katalonien ähnlich wie bei uns der Valentinstag gefeiert, nur mit Buch. Seinen Lieben schenkt man an diesem Tag als Freundschaftszeichen ein Buch und dazu eine Rose. Die katalanischen Buchhandlungen bieten ihre Ware auf der Strasse an, verschenken ihrerseits Rosen, in ganz Katalonien ist fröhliches Bücherfest.

Der 23. April ist Geburts- und Todestag von Shakespeare, Todestag von Cervantes und, inspiriert von Katalonien, seit 1995 von der UNESCO weltweit zum Feiertag für das Lesen, für Bücher, für die Kultur des geschriebenen Wortes und auch für die Rechte ihrer Autoren erklärt.

Haben Sie je etwas von diesem Welttag des Buches bemerkt? Langsam könnte dies der Fall werden! Die Buchlobby Schweiz, das Netzwerk der Schweizer Buchorganisationen, begeht den Welttag des Buches in diesem Jahr unter dem Motto: «Die Schweiz liest». Eine Mitmachkampagne mit grossem Ansteckungspotential, deren Programm auf www.weltbuchtag.ch noch täglich wächst, und Aktionen auf den grossen Bahnhöfen wollen viel Publikum erreichen, ganz katalanisch. Auch in Aarau werden ab sechs Uhr morgens bis zum Mittag die Reisenden und Pendler mit ganz exzellentem Lesestoff beschenkt.

Hätte Gott alle Menschen gleich gemacht, gäbe es nicht den «Zunder der Rätsel», die Grundlage aller Bücher – und bräuchten wir keinen 23. April. Und Gott selber wäre überflüssig dazu. LESEN – Q im April fährt drei Parallelkurse. «Hörnli und Apfelmus», ein Bericht über Voraussetzungen, Lesekompetenz zu erwerben, «Intuition», ein literarischer Text und Bilder aus dem «Lesehaushalt» ziehen auf der Suche nach LeserInnen je eine eigene Bahn.

Formular, Gästebuch, Gazette, Gebetbuch, Gebrauchsanweisung, Gedichtband, Gesangbuch, Glossar, Handbuch, Hausbuch, Heft, Idiotikon, Jagdbrevier,



Illustrationen: Andrey Fedorchenko

Voraussetzungen im Gehirn, um lesen lernen zu können, ist beim Eintritt in die Grundschule bereits abgeschlossen. Das Lesemenu, auf welches kleine Kinder ein Anrecht haben, dass es ihnen aufgetischt wird, um später lesen zu lernen und eine dauerhafte Beziehung zum Lesen aufrecht zu erhalten, ist so gewöhnlich wie Hörnli und Apfelmus, wir kennen es alle. Aber es wird zu wenig angerichtet! Kinderzimmer, ja ganze Haushalte ohne Bücher sind mehr als üblich. Lesenlernen beginnt eigentlich bereits im Säuglingsalter mit dem Spracherwerb und hängt mit der postnatalen Gehirnentwicklung zusammen. Diese wurde lange Zeit als Defizit interpretiert, nun wird sie als eine notwendige Bedingung für höhere geistige Leistungen erkannt.

Erfahrungen sind Spuren im Gehirn

Das Gehirn des Menschen reift und wächst nach der Geburt bis zum Erwachsensein auf die vierfache Grösse, zu Anfang aber so rapid, dass am Ende des fünften Lebensjahres bereits 95% des Endgewichts erreicht sind. Die Neuronen in Milliardenzahl sind bei der Ge-

burt alle da. Was sich entwickelt und das Gehirnvolumen vergrössert, sind die Verbindungen zwischen den Nervenzellen, und dies je nach Gebrauch, im Zusammenspiel und im Austausch mit der Umwelt. Dieses Zusam-

menspiel kann nicht genug betont werden. Nur bei der Spezies Mensch prägen die eigenen Erfahrungen die Hirnstruktur, die anderen Wesen kommen schon mit einem ausgereiften Gehirn auf die Welt. Eltern, ErzieherInnen



Journal, Jubiläumsausgabe, Kalender, Kassabuch, Katalog, Kochbuch, Kompendium, Korrespondenz, Kreuzworträtsel, Krimi, Kurzgeschichten, Leerbuch, Lehrbuch, Leporello, Lesebuch, Lexikon, Liederbuch, Liste,

Intuition

Tobias R. Pingler

Nicht auszudenken, wie dumpf und vorhersehbar das Leben sein musste, wenn Gott die Menschen einen wie den anderen dem anderen gleich gemacht hätte. Aber dass sie alle so verschieden sein mussten? Das machte es geheimnisvoll und anziehend, am Anfang, und später oft unnötig spannend, blieb aber, was jetzt das gesteigerte gegenseitige Interesse aneinander betraf, ohne das es nun mal eher selten zu den ja gewünschten zwischenmenschlichen Kontakten kommen konnte, ein nicht ganz unwesentlicher Faktor.

Die faszinierende, andersartige Welt des anderen also, dieser neu aufgegangene, alles mit seinem Licht verwandelnde Kosmos, der einem in der ersten verblendeten Euphorie wie die mögliche Lösung aller Schwierigkeiten und eigenen Unzulänglichkeiten vorkommen musste, vermochte sich dann allerdings, wenn man nicht aufpasste (und das geschah), auch ganz schnell und zuverlässig zu einem flächendeckenden Problem auszuweiten, das nur schwer wieder in den Griff zu bekommen war.

Dann nämlich, wenn man über die ersten unschuldigen Schritte hinaus war, und also offiziell und einvernehmlich damit begonnen hatte, miteinander zu verschmelzen und eins zu werden. Dann ging es los. Leben und leben lassen, das klang gut. Was aber, wenn man nun also zusammen war, was sich ja grundsätzlich auch gut anfühlte, sich einem aber gleichzeitig und unablässig quengelnd das ungute Gefühl aufdrängte, man war zwar zusammen, war in der Tendenz aber nicht mehr, sondern gemeinsam spürbar

weniger geworden, war also nicht zusammen gewachsen, sondern, ganz im Gegenteil, miteinander geschrumpft?

Er zog zwei Liter Luft durch die Nase, atmete aus, und fühlte sich immer noch so winzig und verschwindend und nicht wieder zur vollen Grösse ausgedehnt, wie er sich heute Morgen nach dem Aufwachen gefühlt hatte. Ganz so, als hätte man ihm, während er geschlafen hatte, ein paar Zentimeter Selbstwert entwendet, die er sich jetzt wieder zurückholen musste.

Ein neues Geldstück aus seiner Hand fand den Weg in den Automaten, der es freudig gluckerd aufnahm. Er schaute auf die vorbeiziehenden Symbole und drückte Cash. Der Kasten furzte eine Fanfare und zeigte sein Restguthaben an. Er kramte in seinen Taschen nach Münzen, warf sie in den Geldschlitz, drückte, schloss die Augen, stoppte, und war wieder auf null.

Sie beide waren fertig miteinander, er und das Glück, musste er denken, trat auf die Strasse, lief durch die samstagnachmittägliche Stadt, vorbei an den Geschäften, Gesichtern und Stimmen, bahnte sich eine Schneise durch Bratwurstschwaden und Abgasnebel, Parfum – und andere Geruchswolken, peilte einen unbestimmten Himmelspunkt an, und wollte sonst nichts sehen. Nur Himmel. Atmen. Und weitergehen. Als ob nichts wäre.

Auch sie versuchte, das war ihm klar, die Dinge leicht zu nehmen, versuchte vorwärts zu gehen und nicht mehr zurück, dahin, wo es nur Lüge gab. Es blieb natürlich immer ein schmaler Grat zwischen hilfreicher Gelassenheit und Schönfärberei, aber man musste es versuchen. Speziell dann, wenn man eben nicht unbedingt dem entsprach, was man sich gemeinhin unter dem Begriff Frohnatur so vorstellte. Aber was sollte das auch sein? Jemand, der ständig um einen herum tänzelte, unablässig grinste und zotige

und Lehrpersonen haben einen entscheidenden Einfluss darauf, welche Verschaltungen im Kinderhirn gebahnt und stabilisiert, und welche nur unzureichend ausgeformt werden oder verkümmern. Zwar bleibt das Gehirn ein Leben lang plastisch und kann die Zahl der Verbindungen erweitern oder bei Nichtgebrauch verkümmern lassen, die Ausreifung aber hat einen Ablauf mit sensiblen Phasen. Das Entwicklungsfenster für Sprache schliesst sich nach heutiger Kenntnis mit fünf bis acht Jahren. Danach können auch noch so gute Schulen nicht mehr erreichen, als die nun festgelegten sprachlichen Möglichkeiten auszuschöpfen.

Um Lesen zu können ist die Fähigkeit zentral, sich ein inneres Bild von dem machen zu können, was auf dem Papier steht. Je grösser der Wortschatz und die dazu gehörenden inneren Bilder, je dicker die Verschaltungen für phonetisches Bewusstsein, je stärker das Gefühl für Sprachrhythmus, je mehr Erfahrungen mit der Relevanz von Inhalten, umso besser. All dies entwickelt sich während des Spracherwerbs im Kleinkindalter. «Das wachsende Gehirn ist dabei sein eigenes didaktisches Zentrum: Untersuchungen dazu, wie

Erwachsene mit Babys und Kleinkindern sprechen, konnten zwar zeigen, dass wir uns einerseits auf den kleinen Gesprächspartner etwas einstellen, dass dies jedoch nicht sehr weit geht. Schon mit Kleinkindern reden wir fast wie mit Erwachsenen. Wir gehen keinesfalls systematisch wie eine Lehrperson im Sprachunterricht vor. Ein Kind, das sprechen lernt, ist damit einer sprachlichen Umgebung ausgesetzt, die wenig oder gar keine Rücksicht auf seine jeweiligen Lernbedürfnisse nimmt. Wären Kinder auf eine lerngerechte Reihenfolge sprachlicher Erfahrung angewiesen, so hätte wahrscheinlich keiner von uns je Sprechen gelernt. Das Kind sucht sich automatisch aus dem variantenreichen Input heraus, was es lernen kann. Gerade weil das Gehirn reift und gleichzeitig lernt, ist gewährleistet, dass es in der richtigen Reihenfolge lernt.»

Voilà, Hörnli und Apfelmus

Aus dem «variantenreichen Input», wie es Manfred Spitzer nennt, setzt sich auch das Lesemenue zusammen, und es hat folgende Komponenten:

- **Knireiterspiele, Abzählverse, Nonsens-Silbenkompositionen und Kindergedichte.** Durch sie entwickelt sich das Gefühl für Sprache und ihren Rhythmus und die lustvollen Sprachspiele bilden das phonetische Bewusstsein aus.
- **Erzählen von Geschichten und Vorlesen.** Dies bietet den Kindern einerseits die Begegnung mit Inhalten und Überlieferung, andererseits die Erfahrung von literarischer Sprache.
- **Gemeinsames Anschauen von Bilderbüchern und Gespräche über das Erfahrene.** Dies etabliert eine Selbstverständlichkeit, mit Büchern zu leben, Zeichen und Bilder zu handhaben und zu nutzen.
- **Lesevorbilder.** Erleben, dass Eltern und andere wichtige Bezugspersonen glaubhaft lustvoll lesen, macht die Welt der Bücher für Kinder attraktiv.
- **Von klein an Zugang zu Büchern haben,** die genau so wie andere Spielsachen im Kinderzimmer zu finden sind.

Etwas besseres als spielerische Begegnungen mit Büchern und Geschichten ist bis jetzt nicht bekannt, um Kinder in die immer komplexer werdende Welt zu begleiten. Video,

Magazin, Manifest, Manuskript, Meisterwerk, Milchbüchlein, Nachschlagewerk, Notizbuch, Novelle, Odensammlung, Ordner, Originalausgabe, Pamphlet, Packungsbeilage, Parteibuch, Poesiealbum, Programmheft,



Games und Computer sind attraktive Alternativen, für den Spracherwerb aber nicht relevant. Denn das Geschehen hinter der Mattscheibe ist nicht nur unsinnlich und daher schwierig zu begreifen, die Bilder laufen auch zu schnell und unwiederbringlich davon. Es bleibt bei bewegten Bildern keine Zeit, auf ein Ding mit dem Finger zu zeigen und es zu benennen, es gibt keine Möglichkeit vor- und zurückzublättern. Bücher sind primär und stehen am Anfang zur Erlangung aller Medienkompetenz.

Das Beste aber kommt noch: Es macht Spass. Die Erfahrung zeigt, dass Kinder von ganz klein auf mit ihrer Neugier und ihrem Lerneifer auf Geschichten und Bücher geradezu erpicht sind. Es ist weder Zwang nötig, noch bedeutet es Stress und Strapazen. Erzählen und Vorlesen machen Freude. Zwischen denen, die sich gemeinsam auf ein Buch konzentrieren, entstehen Beziehungen, über gemeinsames Anschauen und Sprechen wird die Welt fassbar und gleichzeitig weit. Eines der schönsten Dinge beim Lesen ist, dass man bisweilen auf Antworten stösst, wo man noch nicht einmal auf die Idee kam, Fragen zu stellen.



Prosawerke, Prospekt, Protokoll, Publikation, Q-Zeitung, Rätselheft, Reimlexikon, Rezeptsammlung, Rezeptouren-Mappe, Rodel, Roman, Sachbuch, Schwarzbuch, Sprachbuch, Stundenbuch, Sudelheft, Tabelle,

Witze riss, einen beständig mit guter Laune penetrierte und den ganzen Tag über mit Gags und Comedyeinlagen versorgte? Manchmal bedeutete Humor ja vielleicht tatsächlich: wenn man trotzdem lacht. Aber selbst dann, und auch wenn sie jetzt etwas mehr Humor vertragen konnten, und sie konnten beide etwas mehr vertragen – eine Wagenladung davon brauchte es nicht zu sein.

Er versuchte sich an einen Witz zu erinnern. Er kam auf den, in dem ein Mann zum Arzt geht und sagt: «Guten Tag, einmal kastrieren, bitte.» Der Arzt fragt ihn, ob er denn wisse, was das zur Folge hätte und ob er sich wirklich sicher sei, der Mann sagt ja, absolut sicher, und der Arzt kastriert ihn. Der Mann geht nach Hause, seine Frau fragt: «Na, wie war's bei der Impfung?», worauf der Mann ungläubig aus der Wäsche schaut, sich an den Kopf schlägt und: «Ah, Impfung», sagt, und der Witz zu Ende ist.

Das war nicht die Art von Witz über die seine Frau herzhaft lachen konnte. Es war auch nicht sein Lieblingswitz, aber es war offensichtlich die einzige Sorte Witz, die er sich merken konnte. Sie brauchten aber auch gar keine Witze, sie kamen auch ganz gut ohne klar. Wer brauchte das schon? Leute, die es eben nötig hatten. Sie lasen sich vor. Sie ihm manchmal Gedichte von Else Lasker-Schüler und Ingeborg Bachmann, wenn sie in der Stimmung war, und er ihr gerne die Philosophen. Und wenn es sich ergab, dann lachten sie auch mal. So war es ja nicht. Dass sie es nie lustig hatten.

Der Bus kam und er stieg ein. Er hätte auch einen späteren nehmen können, sie würde frühestens heute Abend kommen. Aber was hätte er noch tun sollen. Durchbrennen? Wohin? Er vermisste sie.

Sie hatten eine Menge Dinge gemein, keine Frage, es gab viele Themen und Punkte, an denen sie sich treffen konnten, einige ge-

meinsame Interessen, innere Dinge die ähnlich abliefen, annähernd identische Übereinkünfte über vieles – das Hauptproblem war, dass sie die selben Regungen und Zustände, Vorlieben und Abneigungen, die selben Launen und Bedürfnisse, die sie ja miteinander verbanden und verbinden hätten können, selten zum selben Zeitpunkt überkamen. Es war nicht leicht, einen gemeinsamen Beat, gemeinsame Pausen, und noch viel schwerer: In den Pausen Musik entstehen zu lassen. Aber war es denn damit nicht auch schon viel besser geworden? Mit dem einander vom Gesicht ablesen können, was der andere gerade dachte oder wollte, zum Beispiel? Und hatten ihre mutigen Vorstösse denn nicht auch schon Früchte getragen? Er versuchte sich zu erinnern, erinnerte sich aber gerade nur an ihre Auseinandersetzung an Silvester in den Bergen, als er schliesslich im Schnee gelegen hatte und nicht mehr wusste, wo er war.

Trotzdem: Es hatte ihn gegeben. Und es gab ihn vor allen Dingen, und das war das wunderbare zwischen ihnen, immer wieder: den Gleichklang, in dem ein Lied zum anderen kam und mehr als nur das.

Er schaute auf die Uhr, drückte die Zigarette aus, stand auf, ging in die Küche, strich sich ein Butterbrot, belegte es mit Scheibenkäse, Salat und Gurke, kaute, und sah aus dem Fenster auf die Strasse. Jemand in einer gelben Regenpellerine stand an der Bushaltestelle und ein altes Ehepaar sass drinnen im Wartehäuschen. Seit gestern Abend hatte es geregnet, jetzt goss es in Strömen. Der Bus kam, die Regenpellerine und die zwei alten Leute stiegen ein, aber wer nicht ausstieg, das war sie.

Er machte sich einen Tee, ging zurück ins Wohnzimmer, stand vor dem Bücherregal, vor Kant, Hegel, Schopenhauer, Rousseau,



Ein wunderbares Leseklima schaffen

Das Elternhaus hat nach wie vor den grössten Einfluss darauf, ob Kinder den Zugang zur Bücherwelt finden oder nicht. Aber eine gelingende Lesesozialisation ist immer ein Zusammenspiel von verschiedenen Stellen, die am gleichen Strick ziehen. Zwang und Druck wirken völlig kontraproduktiv. Wesentlich ist, Lesen und Leistungsdruck zu trennen und Kindern positive Erfahrungen und Erlebnisse im Zusammenhang mit Büchern und Geschichten zu ermöglichen.

Beim Schweizerischen Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM hat soeben der Pilotlehrgang «Leseanimation für die Vorschule» abgeschlossen. Nun besteht ein Weiterbildungsangebot für Krippen, Spielgruppen, Kindergärten, auch für Bibliotheken und Elternvereine, mit dem Ziel, gemeinsam mit den ErzieherInnen das Leseklima für kleine Kinder weiter zu entwickeln. Im Rahmen der Pilotphase werden die ersten Einsätze dieser Leseanimationssequenzen von einer Stiftung finanziell getragen – ein wichtiger Faktor für die meist knappen Budgets der auf privater Basis oder von gemeinnützigen Organisatio-

nen getragenen Einrichtungen. Dieses Pilotprojekt ist ein weiterer Meilenstein in der Leseförderung, da es darauf aus ist, Kinder im idealen Alter zu erreichen und Erwachsene für diese wichtige Entwicklungsphase zu sensibilisieren.

«Die Erziehungspflicht besteht im Grunde darin, den Kindern das Lesen beizubringen, sie in die Literatur einzuführen, ihnen die Mittel zur Verfügung zu stellen, damit sie frei beurteilen können, ob sie das «Bedürfnis nach Büchern» empfinden oder nicht. Man kann zwar ohne weiteres zulassen, dass jemand das Lesen ablehnt, aber es ist unerträglich, dass er vom Lesen abgewiesen wird oder sich abgewiesen glaubt. Es ist unendlich traurig, es ist eine Einsamkeit in der Einsamkeit, von den Büchern ausgeschlossen zu sein – die inbegriffen, auf die man verzichten kann.» Diesem vehementen Plädoyer von Daniel Pennac ist nun wirklich nichts entgegenzusetzen.

Lesen ist – im Gegensatz zum Sprechen im menschlichen Gehirn nicht angelegt. Vermutlich ist dies einer der Gründe, warum es immer bedroht war und deswegen unverdrossen gefördert werden musste – bis heute und heute (wieder) besonders intensiv. Wer das

Glück hat Leser oder Leserin zu sein, geniesst übrigens, ebenfalls von Daniel Pennac formuliert, folgende zehn unantastbaren Rechte:

- 1. Das Recht, nicht zu lesen**
- 2. Das Recht, Seiten zu überspringen**
- 3. Das Recht, ein Buch nicht zu Ende zu lesen**
- 4. Das Recht, noch einmal zu lesen**
- 5. Das Recht, irgendwas zu lesen**
- 6. Das Recht auf Bovaryismus (die buchstäblich übertragbare Krankheit, den Roman als Leben zu sehen)**
- 7. Das Recht, überall zu lesen**
- 8. Das Recht, herumzuschmökern**
- 9. Das Recht, laut zu lesen**
- 10. Das Recht, zu schweigen**

Literatur:

Manfred Spitzer: Lernen. Spektrum Verlag 2000
Alberto Manguel: Eine Geschichte des Lesens. Rororo 2000
Daniel Pennac: Wie ein Roman. KiWi 2004

Tabloid, Tagebuch, Taschenbuch, Taufschein, Telefonbuch, Traktat, Übungsbuch, Urkunde, Verzeichnis, Wörterbuch, Weissbuch, Xylofonnoten, Yogalehrbuch, Yellow Press, Zeitung, Zeitschrift, Zitatenschatz, Zeugnis

Schelling, Nietzsche und den anderen Denkern, die er alle gelesen und wieder vergessen hatte, wieder las und wieder vergass, nahm den einen und anderen Band in die Hände, las hier einen Satz und dort einen, versuchte sich was zu merken, vergass, was er sich hatte merken wollen, und es war nicht weiter schlimm. Das war das schöne an Büchern: man konnte sie einfach nehmen, aufklappen, an irgendeiner Stelle beginnen lassen, interessiert studieren, nicht verstehen dürfen, sich vielleicht trotzdem angesprochen fühlen, beliebig umblättern und durchblättern, eine plötzliche Erkenntnis haben, wiederlesen, ungefragt unterbrechen, stehenlassen oder weglegen, ein anderes nehmen, sich später wieder umentscheiden, und keines beklagte sich oder kam sich je missverstanden oder nicht richtig wahrgenommen vor. Die Bücher waren einfach da und warteten. Darauf, dass man sich mit ihnen beschäftigte oder nicht beschäftigte. Beschäftigen wollte, aber nicht konnte.

Das Denken mochte dem Leben entschieden überlegen gegenüber stehen, aber das Leben tat, was es wollte. Was wusste die Vernunft schon von Herzensangelegenheiten? Das Herz kannte Gründe, die waren ihr gänzlich unbekannt. Bücher konnten einem Welten eröffnen, konnten eine ganze Menge mit einem tun, aber was sie nicht konnten, das war: einem über den Kopf streicheln wenn man es nötig hatte; und er hatte es nötig.

Er griff sich das reich bebilderte Esoterik-Magazin mit Schwerpunkt Asien, das im Bioladen aufgelegt hatte, und setzte sich hin. Das Problem war, dass immer dann, wenn er mal davon ausgegangen war, es lag nichts vor, und sich gerade anfang zu entspannen, etwas gravierendes, von ihm offensichtlich gänzlich unbemerktes, mitten im Raum stand, und sie aufzufressen drohte.

Andererseits lag dann, wenn er etwas zu wittern meinte, in aller Regelmässigkeit nichts vor. Dann nannte sie ihn paranoid. Und er wusste, das war es. Früher hatte er einmal von sich gedacht, er hätte für so was einen Riecher. Für Stimmungen und was zu tun war. Aber das war vor dieser Geschichte. Er kaute an seinem Dauernagel herum, sah in die Luft, und dann runter auf das Magazin in seinen Händen.

«WEGE DER ERLEUCHTUNG» – ein Tag im Leben von Sukhumvit Prangdongporn, buddhistischer Mönch und Bauer, stand da geschrieben, und vom Cover blickte ihm ein aufgeräumtes, gleichmütig sanft lächelndes Gesicht entgegen. Er blätterte ein wenig herum und studierte die Bilder. Auf einem war der Mönch inmitten von einer Schar Hunden und verteilte Hühnerreste. Dann sah man ihn in einem Blumenfeld. Mit einem Baby auf dem Arm. Auf einem Pferd. Mit einer Kuh. Vor einem Haus. Auf einem Elefanten. Vor einem Baum. Auf einem Weg. Und am Ende stand er mit ausgebreiteten Armen auf einem Hügel, schaute in den Himmel, und darunter stand: «Vertraue auf deine Intuition. Sie ist eine höhere Form der Vernunft.»

Genaugenommen, dachte er, hatte ihn sein Riecher aber schon damals mit Lucia gefährlich oft auf schmerzhaft falsche Fährten geführt. Aber das war vielleicht, weil er zu wenig acht gegeben hatte auf das, was da zu ihm hatte sprechen wollen und geredet hatte wie ihm der Schnabel gewachsen war? Und sie hätte dann vielleicht nicht sagen müssen: «Ich komme mir von dir permanent nicht in Ruhe gelassen vor», wäre nicht plötzlich weg gewesen, sondern noch da? Aber wo war das, was da zu ihm sprechen wollte? Wie sah sie aus, diese höhere Vernunft, und was sagte sie? Er konnte nichts hören. Es war still.